

Hat über ihn Hitler gesiegt?

Ein vergessener Schriftsteller: Leonhard Frank

Die mittlere Schaffensperiode Leonhard Franks behandelnd wählte Gustav Schröder für seine Arbeit den Titel: *Zwischen Resignation und Hoffnung*.¹ Diese Worte charakterisieren nicht nur die Werke von *Karl und Anna* bis zur *Deutsche[n] Novelle*, sondern das ganze Leben und Schaffen des Dichters.

Leonhard Frank hat sowohl als Mensch wie auch als Schriftsteller die Höhe und die Tiefe gekannt und erlebt. Nicht nur Armut und Not, sondern auch finanziell gesicherte Existenz, nicht nur eine verständnisvolle Gefährtin, sondern auch die Trauer um die geliebte Frau, nicht nur die Niederlage einer gescheiterten Ehe, sondern auch die glückliche Begegnung mit Charlott waren Stationen seines langen Weges. Der mit der Heimat tief verbundene Dichter lernte die Entwurzelung im Exil kennen, genoß die Anerkennung eines breiten Publikums, mußte später jedoch erschüttert feststellen, daß in dem Land, wo seine Bücher verbrannt wurden, auch sein Name in Vergessenheit geraten ist. Optimismus und Verzweiflung haben sich in seinen Werken niedergeschlagen, doch fast immer bekommen Hoffnung und Glaube an den „guten Menschen“ das letzte Wort.

Leonhard Franks Leben und Schaffen ist mit Hilfe seines autobiographischen Romans *Links wo das Herz ist* leicht zu verfolgen. Um ein vollständiges Bild zu gewinnen, können wir uns weiterhin auf das Buch seiner Frau, Charlott: *Sagen, was noch zu sagen ist* sowie auf Erinnerungen von zeitgenössischen Schriftstellern stützen. Mit einigen Aufschlüssen dient auch der einzige Roman seiner Mutter.² Martin Glaubrecht weist auf die Schwierigkeiten der Zusammenstellung einer Frank-Biographie hin. Er behauptet:

Es fehlt noch immer eine zuverlässige Biographie, die exakte Lebensdaten, eine Schilderung von Herkunft, Jugend und Bohémezeit Franks gäbe und die künstlerische und geistige Entwicklung Franks dokumentarisch belegt darstellte. Neben den spärlichen Quellen Dritter ist das Fehlen jeglicher Manuskripte, Tagebücher und Briefe für die Zeit bis 1940 (auch später hat Frank nur einen kleinen Briefwechsel und kein Tagebuch geführt) das Hindernis für die Erarbeitung einer solchen Biographie.³

Der Dichter wurde als „das Sorgen vermehrende unerwünschte vierte Kind“⁴ des Schreinergehilfen Johann Frank und seiner Frau, geb. Bach, am 4. September 1882 in Würzburg geboren. Er wuchs in einer kleinbürgerlichen Atmosphäre unter dürftigen Verhältnissen auf. Von inniger Liebe und tiefster Gefühlsverwandtschaft, die Mutter und Sohn verbunden haben, zeugen *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau* und das Werk *Links wo das Herz ist*. „Sie

[die Mutter] konnte nur noch in ihm [Leonhard] leben. Er war ein Teil von ihrem Sein.“⁵ — bekennt Marie Frank. In ihrem Buch bekommt der Dichter den Namen Gerhart. Leonhard Frank berichtet über die Entstehung dieses Werkes in seinem autobiographischen Roman *Links wo das Herz ist*. Die vierundsechzig Jahre alte Frau „hatte nie ein lesenswertes Buch gelesen“ (GW. V. S. 479), und habe zu schreiben begonnen, um ihren Sohn „vor Wintersnot zu schützen.“ (GW. V. S. 475) Die beide verbindende Liebe findet auch in der Darstellung der starken und edlen Frauengestalten in Franks Werken Ausdruck. Ein in den Romanen immer wiederkehrender Satz scheint dies zu beweisen. Der Dichter charakterisiert nämlich seine Mutter folgenderweise: „Eine schöne Frau, dünn, mit großen Feueraugen, liebte ihren Mann und war ihm so himmelhoch überlegen, daß er es in seinem ganzen Leben niemals bemerkte.“ (GW. V. S. 404f) Diese Beschreibung findet sich ohne bedeutende Änderung unter anderem in dem Roman *Das Ochsenfurter Männerquartett* und in der Erzählung *Der Schreiner*.⁶

„Die große Not, herzabdrückend und die Seele verwundend, begann [...] erst in der Schule.“ (GW. V. S. 405) — schrieb der Dichter in seinem Lebensroman. Durch die Erziehungsmethode „die Knaben in Angstbesessene zu verwandeln“ versuchte der Lehrer „die Persönlichkeit des Schülers auszurotten“ und „Kreaturen mit allen Eigenschaften des Untertanen, fertiges Material für die nächste Autorität, den Feldwebel im Kasernenhof“ (GW. V. S. 405)⁷ zu schaffen. Frank begann zu stottern. Durch Suchen der Gefahr wollte er die Minderwertigkeitskomplexe kompensieren und verließ endlich als „schwerverwundeter Junge“ (GW. V. S. 406) die Schule. Aus diesen frühen Erlebnissen entstanden später Werke, wie *Die Räuberbande* und *Die Ursache*, und schlugen sich auch in einigen Kapiteln des Romans *Der Bürger* nieder.⁸

Nach der Lehrzeit bei einem Schlossermeister ging er 1905 von der Sehnsucht getrieben „»etwas« zu werden“ (GW. V. S. 407) über Frankfurt am Main und Dresden nach München. Dieser Wunsch „»etwas« zu werden“ taucht bei Frank öfters auf und hängt mit anderen Begriffen wie „Ich-Leiche“, „Anpassung“ und „Lebenslüge“, die in den Werken eine Schlüsselrolle spielen, eng zusammen. Nur derjenige, der den Sinn seines Lebens erkannt hat, kann sich nämlich in der Gesellschaft behaupten, ohne moralisch oder physisch Selbstmord begehen zu müssen.

In München, das damals als ein wichtiges deutsches Zentrum der Kunst galt, besuchte Frank die Malerschule von Herrn A_{be}, und lernte „noch viel mehr im Café Stefanie“, das er später (im Roman *Links wo das Herz ist*) als seine „Universität“ (GW. V. S. 444) bezeichnete.

Schwabing, seitdem ein literaturhistorischer Begriff geworden, war der „Nährboden“ einer neuen Generation und gleichzeitig der geeignetste Ort, wo sich ein junger, begabter Mann autodidaktisch weiterbilden konnte. Erich Mühsam erinnert sich folgenderweise daran:

Dies mag das eigentliche Charakteristikum des Begriffs Schwabing sein, die Unbekümmertheit um das Urteil anderer Leute. Jeder Mensch ist ein Eigener; aber wer es zeigt, heißt anderswo ein Sonderling. Schwabing war eine Massensiedlung von Sonderlingen, und darin liegt seine pädagogische Bedeutung. Schwabings auffällige Minderheit bewirkte bei der unauffälligen Mehrheit, daß sie nicht mehr auffiel. Ja, ganz München gewöhnte sich an das Ungewöhnliche, lernte Toleranz und gönnte der Seltsamkeit ihr Lebensrecht.⁹

Das Café Stefanie wurde ein Sammelbecken von Künstlern, Berühmtheiten und Sonderlingen verschiedenster Nationalität. Wir begegnen Namen wie Max Halbe, Roda Roda, Gustav Meyrink oder Max Dauthendey. Im Kreis von Dr. Otto Groß, den Erich Mühsam als „den bedeutendsten Schüler Sigmund Freuds“ charakterisiert, „dem es wohl zu danken ist, daß die Psychoanalyse aus der einseitigen Betrachtung des Lebens von der sexualen Seite heraus fand zur Erkenntnis der sozialen Bedingtheit des seelischen Erlebens“,¹⁰ wurde Frank mit den neuen Lehren vertraut.

Beim Delphin-Verlag erschien 1913 sein Mappenwerk *Fremde Mädchen am Meer und eine Kreuzigung*. Arno Nadel schrieb über dieses Werk:

Was wir in den allermeisten Werken auf unseren Ausstellungen vergeblich suchen: das bedeutende, wahre Erlebnis, das auf kürzestem Wege zum Beschauer gelangt — hier ist es restlos vorhanden. Die Mittel sind die dem Gegenstande einzig entsprechenden: seine Frauen sind nicht anders als in dieser unendlichen Feinheit der Linie, der Farbe und der mit großem Zartgefühl stilisierten Landschaft, denkbar. Ebenso sind die Konturen der Leiber schlechthin unwiderleglich. Aber auch Haltung, Augenausdruck, die leise tönende Bewegung der Glieder, der Geist der Komposition und endlich das Unaufgelöste, das Poetische in der Behandlung der einzelnen Motive sind seltene Zeugnisse einer reifen, reichen Persönlichkeit.¹¹

Nach den ersten Versuchen brach er aber seine Künstlerlaufbahn als Maler ab, und wandte sich der Literatur zu. Im Herbst 1910 übersiedelte er in die „elektrisierte“¹² Stadt Berlin, die man damals als den anderen Brennpunkt der Kultur betrachtete. Hier veröffentlichte der Dichter seine ersten Schriften.

Interessante, offiziell nicht erlaubte Anmerkungen finden wir in den „Personenstandsblättern“ der Familie Frank, welche uns zu einem vollständigeren Bild verhelfen können. Über den Dichter heißt es hier: „Fahrradschlosser — Kunstmaler — nun Schriftsteller in Berlin — soll sehr stark nervös sein — Sehr gefährlicher Anarchist — Mitteilungen über seinen Aufenthalt an Krim. Kom Kraem. = kommunistischer Schriftsteller“.¹³

Nach kurzer Bekanntschaft heiratete Frank am 4. Februar 1915 die um zehn Jahre ältere, sensible Frau, Lisa Ertel, die ihn nicht nur als verständnisvolle Gattin mit Liebe umgab, sondern auch als unbestechlicher, scharfer Literaturkritiker seine Arbeit unterstützte.

Der Dichter brauchte nicht lange auf die erste Anerkennung seiner literarischen Tätigkeit zu warten. 1914 erhielt er für seinen Roman *Die Räuberbande* den Fontane-Preis. Es war ein verheißungsvoller Beginn zur Zeit des Epochenendes,¹⁴ als ein Donner den Boden Europas erschütterte. Unter

Begeisterung und lautem Jubel des wahnsinnig gewordenen Volkes begann der Erste Weltkrieg. Fritz Kortner erinnert sich auf folgende Weise:

Der Kriegswiderstand war ein verlassener Gefechtsstand geworden [...] Leonhard Frank allerdings hatte gleich bei Kriegsbeginn einem bis dahin liberalen Literaten, einem Friedensdeserteur, dessen Kriegsgeheul zu laut wurde, mit der schreibgewohnten Hand über das Maul gehauen, das in das Hurra eines Millionenchors eingestimmt hatte. Er mußte daraufhin nach der Schweiz flüchten und erlernte dort die Anfangsrunde der Emigration.¹⁵

Die Trennung von der geliebten Heimat wirkte sich sowohl auf sein Privatleben als auch auf sein künstlerisches Schaffen aus. Er resignierte vollkommen:

Mir geht es schlecht. Sehr schlecht. In den letzten Tagen ist viel eingestürzt. Der Hauptinhalt meines Lebens ist versunken. Ich stehe im Blut dieser Katastrophe. Ob aus ihr ein Weg wegführt, weiß ich nicht mehr. Mir scheint, daß die Einsamkeit eine langsam sich bewegende Revolverkugel ist, die jedoch tödlich sicher trifft.¹⁶

Das schrieb er an Hugo Ball, der darauf nach Zürich reiste und ihm vorschlug, zusammen mit ihm in Ermatingen zu wohnen. Sie wurden gute Freunde und standen einander gegenseitig, jedoch auf verschiedene Weise bei. Frank gab in erster Linie finanzielle Unterstützung, und Ball half bei dem Abschreiben des Bürgerromans. Nach kurzer Zeit wurde wahrscheinlich ihre Freundschaft durch Auseinandersetzungen gestört, wie es ein Brief Balls an seine Schwester beweist: „Leider wurden aus unseren schönen Empirezimmern sehr bald Strindbergzimmer.“¹⁷ Seine Kritik, welche Franks „Überschätzung erlittener Unbill“, die zur Tartüfferie verleite,¹⁸ betrifft, kann uns hart, jedoch nicht völlig ungerecht scheinen. Die Spuren der Freundschaft suchend fällt eine Zwiespältigkeit auf. Ball schrieb kritisch, doch in einem warmen Ton über Frank, er selbst wurde aber in dem autobiographischen Roman *Links wo das Herz ist* nur mit kühler Sachlichkeit erwähnt.

Als überzeugter Pazifist schrieb Frank in Zürich Novellen, die später in Buchform unter dem Titel *Der Mensch ist gut* veröffentlicht wurden. Für diese erhielt er 1920 den Kleist-Preis. Der Dichter, der „unheilbar krank unter den Depressionen dieses unglückseligen Kriegs“¹⁹ resigniert die historischen Ereignisse verfolgte, gab in den Werken der Hoffnung und dem Glauben an „den guten Menschen“ das letzte Wort. So erkennt der Kellner in der Novelle *Der Vater* ebenso wie Quangel in dem späteren Roman Falladas *Jeder stirbt für sich allein* durch das Verlieren seines einzigen Sohns „auf dem Feld der Ehre“ die Sinnlosigkeit des Krieges, bringt aber durch seine Rede die Anderen nicht nur in Gefahren, sondern regt sie an, mit einem Friedensmarsch zu protestieren.²⁰

Auf die Nachricht von der Novemberrevolution in Deutschland kehrte Frank sofort in die Heimat zurück. Die ersehnten Friedensjahre bedeuteten jedoch keine ungestört glückliche Epoche seines Lebens. Er verlor die zwei

heißgeliebten Frauen, Mutter und Gattin, und „mußte erleiden, was es bedeutet, daß der Tod irreparabel ist.“ (GW. VI S. 521) Am 22. Oktober 1929 heiratete er Elena Maquenne (geb. Penswer); diese Ehe war aber eine ohne Harmonie. In seinem Roman *Links wo das Herz ist* schildert er die vergeblichen Versuche, ein gemeinsames Leben aufzubauen. Die Darstellung der sensiblen, streitsüchtigen, doch liebenswürdigen Frau ist mit der der Mutter in dem Werk *Bruder und Schwester* fast identisch.

Frank, der in den Jahren bis 1933 eine Reihe von Werken veröffentlicht hatte, wurde am 10. Januar 1928 als gekannter und anerkannter Schriftsteller Mitglied der Preußischen Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst. Der erschütternde Bericht Konstantin Fedins über seine zwei Begegnungen mit Frank (im Herbst 1928 und im Dezember 1932) zeigen uns am deutlichsten, wie der selbstsichere, seiner Aufgaben bewußte Mann den Kampf aufgab, Kraft und Hoffnung verlor. Er begegnete Frank im Herbst 1928, und berichtete über seine ersten Eindrücke folgenderweise: „Er war ein zufriedener Mann, der sehr wohl wußte, was er zu tun, welche Aufgaben er zu lösen hatte, überzeugt von seiner Kraft und seiner Zukunft.“

Im Dezember 1932 traf Fedin einen früh gealterten Mann:

„Sind Sie gesund?“, fragte ich.

„Völlig gesund“, entgegnete er in einem Ton, in dem man sagen würde: Ich bin verwundet.

Und nun sitze ich neben ihm, sehe in sein zerquältes Gesicht und kann immer noch nicht begreifen, warum die Jahre mit diesem Manne so rasch und erbarmungslos abgerechnet haben.²¹

Franks letzte, erbitterte Worte an Fedin, sind bereits die einer tiefen Resignation, die für die mittlere Schaffensperiode des Dichters kennzeichnend wurde:²² „Alles, was wir tun, wird von niemand gebraucht, von niemand, [...] Ich bin müde ...“ — Als er ging, verbarg er sein Gesicht im Mantelkragen, als ob er nicht sehen wolle, was auf der Straße vor sich ging.²³ In einem ähnlichen seelischen Zustand, nachdem seine deutsche Staatsbürgerschaft schon am 03. 10. 1934 aberkannt wurde, traf ihn Klaus Mann, der über die gemeinsam verbrachte Zeit in Amsterdam seiner Mutter am 11. 03. 1935 auf folgende Weise berichtet:

Gar zu viel Geselligkeit gibt, schon seit vierzehn Tagen, mit Leonhard Frank, der, schön aber wunderbarlich und depressiv, hier eingetroffen ist, um einen Vertrag mit Querido zu machen und um sich einen Wagen zu kaufen. Er kann keine Sekunde allein sein und sitzt immer schweigsam irgendwo herum. Du bist ihm ja bekanntlich ein wenig verfallen, würdest es aber auf die Dauer auch anstrengend finden.²⁴

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme mußte Frank — wie bekannt — emigrieren; er gelangte nach mehreren Stationen 1937 nach Paris. In Frankreich wurde er zweimal interniert. Das Leben in diesen Lagern schildert Hertha Pauli in ihrem Erlebnisbuch:

In der amerikanischen Kolonie von Paris herrschte Empörung über die Zustände in den französischen Flüchtlingslagern. [...] Bisher hatte kein ausländischer Journalist eine Bewilligung erhalten, die Flüchtlingslager zu besuchen. Aber in amerikanischen Zeitungen waren Hinweise erschienen, daß die sogenannten Sammelzentren für Flüchtlinge den deutschen Konzentrationslagern glichen.²⁵

Wie wahr und treffend dieser Vergleich war, konnte Eric Sevareid feststellen, der die Erlaubnis bekam, das Lager bei Le Mans zu besichtigen.²⁶ Verstört, wie aus einem Alptraum erwachend kehrte er zurück. In eiskalten Baracken hatte er schmutzige, bärtige und in Lumpen gekleidete Gestalten gesehen — gedemütigte, arme Menschen.

Die Ideen des März brachten diesmal [1940] einen Friedensvertrag zwischen Rußland und Finnland. Wollenberg, der sich dagegen aussprach, wurde in ein Lager gebracht, irgendwo im Süden. Dort trafen sich viele Kollegen, wie der in Rußland geborene Journalist Leo Lania und der deutsche linksorientierte Romanschriftsteller Leonhard Frank.

Kommunistenführer wie Willi Münzenberg und Paul Friedländer, die sich gegen das Bündnis mit Hitler aussprachen, wurden als „Verdächtige“ gleichfalls in Lager gebracht.²⁷

Frank konnte (fast) gleichzeitig mit dem Eintreffen der deutschen Truppen aus dem Lager fliehen. Auf dem langen und gefährlichen Weg nach Marseille erlebte er die Hilfsbereitschaft des französischen Volkes. In seinem autobiographischen Roman beschreibt er diese Hilfsbereitschaft mit dem Satz: „Sie [die Flüchtlinge] waren achtundzwanzig Tage unterwegs gewesen und hatten achtundzwanzig Bauern um Unterkunft gebeten — nicht neunundzwanzig.“ (GW. V. S. 593) Die Emigranten in Frankreich wußten alle, daß es in dieser hoffnungslosen Lage nur eine Möglichkeit gab am Leben zu bleiben. Sie mußten aus dem zusammenstürzenden Europa ausbrechen. Die Flüchtlinge, von allen Seiten bedroht, baten Freunde und Kollegen in den USA um Hilfe. Aus dieser Zeit blieben erbitterte, bettelnde Briefe, drängende Telegramme erhalten. Viele von den Gegnern Hitlers, die wegen ihrer Anschauungen oder ihrer Abstammung verfolgt wurden, trafen sich in Marseille, und warteten auf das Visum, das ihre Erlösung bedeutet hätte. Auf die Straße wagten sie sich kaum. Die Gestapo war überall zu befürchten. Hertha Pauli erinnert sich wie folgt:

Die Hoffnung, etwas zu erreichen, hatten wir längst aufgegeben. Wir gingen nur mehr nach Montredon, um Freunde zu treffen. Die meisten waren, wie Konrad Heiden [der Hitler-Biograph], aus französischen Lagern entkommen, darunter der Romanschriftsteller Leonhard Frank. Er war bei der Übergabe des Lagers über den Stacheldraht gesprungen, gerannt und gerannt ...

Nicht jeder war so glücklich. Der Dramatiker Walter Hasenclever hatte sich im Lager von Les Milles, ganz nahe von Marseille, mit Veronal vergiftet, als die Deutschen anrückten. Der Kommunistenführer Willi Münzenberg sei auf der Flucht nach Südfrankreich aufgefunden worden — an einem Baum erhängt. Wer es getan habe, wußte man nicht.

Münzenberg hatte, wie der Österreicher Paul Friedländer, das Hitler-Stalin-Bündnis öffentlich angegriffen. Friedländer sei vom französischen Lagerkommandanten an die Deutschen ausgeliefert worden.

„Die französische Regierung hat sich bereit erklärt, jeden von uns auf Anforderung der deutschen Regierung auszuliefern“, erzählte Leonhard Frank.²⁸

Er fand Unterkunft bei Walter Mehring, wie es uns Hertha Pauli berichtet, und sei wieder in dem Zustand gewesen, daß er die Einsamkeit nicht ertragen konnte, an seinem Werk jedoch weiterdichtete.

Einem alten Holzschnitt gleich hockte Leonhard Frank Walter gegenüber. Sein weißes Haar und seine unwahrscheinlich blauen Augen glühten im Schein der kleinen Lampe auf, die von den schrägen Deckenbalken herunterhing. In diesem spärlichen Licht schrieb Frank weiter an einem neuen Roman — „Ein langes Leben mit dir, ein langes Leben ...“ — Der Titel schien von der Tatsache abzulenken, daß unsere Tage gezählt waren.²⁹

Der äußeren Hoffnungslosigkeit und dem Gefährdetsein scheint wieder die gedichtete Wirklichkeit das Gegengewicht zu halten. Die Flüchtlinge kämpften verkrampft um das Leben, sahen die Schranken, suchten neue Auswege, und fanden kühne Helfer, wie den portugiesischen und den tschechischen Konsul. Mit falschen Papieren, fiktiven Pässen versuchten sie ihrem Ziel näherzukommen. Und immer wieder wurden neue Telegramme in die USA geschickt. Ein Mann erschien unerwartet-erwartet, dem es zu verdanken ist, daß so viele den freien Boden betreten konnten. „Ohne den Mann, der Varian Fry hieß, wären wir alle in Marseille untergegangen — und Tausende mit uns. Fünfundzwanzig Jahre nach der Durchführung seiner Rettungsaktion erhielt der Amerikaner Fry in New York das Ritterkreuz der Ehrenlegion und wurde als der ‘wagemutigste Untergrundkämpfer des Zweiten Weltkrieges’ bezeichnet.“³⁰ Mit diesen Worten errichtet Hertha Pauli ihrem Lebensretter ein Denkmal. Langsam kamen die Visen an. Viele von den ersten waren bereits für Tote ausgestellt (wie Walter Hasenclever oder Ernst Weiss), für die Lebenden hatten diese keinen Wert. Die „Glücklichen“, die schon ein gültiges Visum besaßen, sahen sich ohne Ausreisegenehmigung vor neuen Schwierigkeiten. Wohin sie blickten, waren die Wege versperrt; die Unsicherheit, das nervenaufreibende Warten begann eine langsame Zerstörungsarbeit. Mißtrauen keimte, und begann die Beziehungen anzugreifen.³¹ Hertha Pauli berichtet:

Fry selbst war auf dem Konsulat nicht vorgelassen worden, weil seine Mission zu gefährlich sei. Er sei nur als Privatmann hier, vom Emergency Rescue Committee herübergeschickt, das nach unserem Hilferuf an Thomas Mann — als ein „Experiment demokratischer Solidarität“, wie Fry es nenne — mit Hilfe von Mrs Roosevelt gegründet wurde. Auf ihre Fürsprache hin hatte Präsident Roosevelt dann die Emergency Rescue Visen zugelassen, Besuchvisen für jene, die nicht heimkehren konnten und sich in Lebensgefahr befanden.³²

Fry half den Flüchtlingen das Land zu verlassen, suchte Helfer in der französischen Untergrundbewegung. Es gelang ihm die Gestapo-Liste zu beschaffen, die die Dringlichkeit der Eingreifung bestimmte — er riskierte sein eigenes Leben und rettete das Leben vieler anderen. Den langen und gefährlichen Weg bis zum Erreichen eines sicheren Landes schildert Hertha Pauli in ihrem Erlebnisbuch. Frank gelangte 1940 über Portugal in die USA, wo er sich die Frage stellen mußte: „Was soll er, ein deutscher Schriftsteller, in Amerika?“ (GW. V. S. 595) Das Schicksal der Emigranten in den Vereinigten Staaten war keineswegs leicht. Sie wurden dank der Großzügigkeit der Regierung geduldet, (aber bloß geduldet), und nur wenigen gelang es, sich als Dichter durchzusetzen. Hermann Kesten charakterisiert ihre Lage und Möglichkeiten im Vorwort seines Buches auf folgende Weise:

Die Bücher der deutschen Autoren wurden in Deutschland verboten und verbrannt. Schon in der Heimat lebt von hundert Autoren kaum einer von seinen Büchern. Von den tausend exilierten Autoren wurden im Ausland vielleicht nur hundert gedruckt, nur einige Dutzend regelmäßig, das waren meist die weltberühmten Autoren. Einige der Autoren begannen [...], in den fremden Sprachen zu schreiben, sie wurden also aus Meistern in ihrer Sprache zu Anfängern in einer fremden Sprache.³³

Einige Künstler lebten als Verkäufer oder als Aushilfe beim Abwaschen, andere bekamen fiktive Arbeit und wurden in ein „office“ gesetzt, wo sie täglich erscheinen mußten — tun konnten sie nicht. Darüber klagte Alfred Döblin in seinen Briefen (am 11. Dez. 1940 und am 12. März 1943)³⁴ an Hermann Kesten. Aus Hollywood schrieb er:

Ihr Wilden drüben seid doch bessere Menschen als wir Hollywooder. Denn soweit ich sehe und höre, verdient Ihr doch alle irgendwie etwas und haltet Euch über Wasser — während es bei uns an der Westküste nur zwei Kategorien von Autoren gibt, solche die im Fett, und solche die im Dreck sitzen. Zur ersten Gruppe gehören Th. Mann, Werfel und andere, — gut gehts auch, zum mindesten zeitweilig, Alfred Neumann, auch Brecht [...] — und nicht geht es Autoren wie mir, Leonhard Frank, auch Ludw. Marcuse etc. Wir werden (durch d. Comité v. Lisl Frank) eben ausgehalten, die trübste und kläglichste Sache, die mir jemals zufiel. Freuen Sie sich — trotz aller Enge der Einnahmen, — daß Sie sich doch wenigstens etwas aus eigener Kraft erwerben können!³⁵

Für Frank bedeutete der Aufenthalt in diesem Land die einzige Möglichkeit am Leben zu bleiben, und einen Umweg, auf dem er Charlott begegnete. Im August 1948 lernte er sie auf einer Farm in der Nähe von Klingston kennen. Die Geschichte ihrer Liebe, von der ersten Begegnung bis zur Heirat, verewigten beide. Sowohl Franks autobiographischer Roman als auch Charlotts Buch *Sagen, was noch zu sagen ist* zeugen von einem harmonischen, neuen, gemeinsamen Leben. Er sah in ihr die lebendig gewordene Hanna aus dem *Ochsenfurter Männerquartett*, die Gestalt, die er vor Jahren erfunden und am meisten geliebt hat. Sie fühlte sich von dem Wunsche erfüllt: „Es wäre schön,

mit Frank alt zu werden. Aber, wieviele Jahre hätten wir dann noch? Frank war 65. Ich sehnte mich danach, mit ihm alt zu werden. Und er? Durch mich jung zu bleiben? Dann müßte ich vor ihm sterben ...³⁶

Nicht nur durch den großen Altersunterschied wurde aber ihre Beziehung auf die Probe gestellt. Das Kriegsende bedeutete für den Dichter, der in dem fremden Land nie eine Heimat finden konnte, die längst erwartete Möglichkeit zurückzukehren. Charlott dagegen, die Amerika liebte und sich vor dem Leben in Deutschland fürchtete, sah sich vor die Wahl gestellt. Frank schrieb ihr:

Ich bitte Dich, nicht zu sehr bedrückt sein. Aber die Entscheidung muß Du jetzt treffen, ob Du unter allen Umständen, wie sie auch seien, mit mir nach Europa und möglicherweise nach Deutschland fahren kannst und willst ... Eine Sicherheit habe ich nicht, von hier aus gesehen. Ja, was soll ich Dir noch sagen? Du bist in meinem Herzen, ich kenne Dich, ich kenne Deine Ängste und Deine seelischen Möglichkeiten und würde es dir deshalb nicht übernehmen, trotz der Vereinsamung und des tiefen Schmerzes, den ich erleiden müßte, falls Du davor zurückschrecken würdest, das Risiko auf Dich zu nehmen, Dich an einen so eingekreisten Menschen zu binden ... Ich habe einmal geschrieben „Alles auf der Welt muß bezahlt werden, und am teuersten ist das Glück“. Ein wahrer Satz! Das Schicksal hat wieder einmal nach mir gegriffen, und es handelt sich wieder einmal darum, stärker zu sein als das Schicksal. Dazu bin ich entschlossen. Auch nach Dir hat das Schicksal gegriffen, da Du mich liebst. Mehr kann und darf ich Dir nicht sagen.³⁷

Charlott verließ ihn nicht, doch lange Zeit spukte noch Amerika als Franks „Nebenbuhler“.³⁸ Am 4. Oktober 1950 kehrten sie in die zerstörte Heimat zurück, ließen sich in München nieder, und heirateten am 29. Mai 1952. „Die Teilung Deutschlands hat Frank nie als eine Trennung des Menschen in Ost- und Westdeutschland empfunden.“ — erzählt Charlott Frank. „Die Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Ordnungen störte ihn keineswegs in seinen menschlichen Beziehungen. Aus seiner Berliner Zeit hatte er viele Freunde, die nun in der DDR lebten, und er pflegte diese Freundschaften.“³⁹

Die Rezeption Franks in der geteilten Heimat war jedoch unterschiedlich. Im westlichen Teil verübelte man ihm, daß er seine Werke im östlichen Teil seiner Heimat erscheinen ließ. Nach der Annahme des Nationalpreises Erster Klasse wurde er als Sympathisant des kommunistischen Regimes hingestellt. In München lebte er bis zu seinem Tode „als Fossil jener Schriftsteller, an denen man einiges wiedergutzumachen hatte, offiziell in Ost- und Westdeutschland herumgereicht und geehrt.“⁴⁰ Er wurde am 14. Oktober 1950 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, am 27. April 1951 Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. 1952 erhielt Frank die Silberne Plakette der Stadt Würzburg, 1953 den Kulturpreis der Stadt Nürnberg und den Literaturpreis der Stiftung zur Förderung des Schrifttums e.V.. 1955 verlieh ihm die DDR den Nationalpreis Erster Klasse, und

er wurde korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie der Künste Berlin (O). 1957 bekam Frank das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Die Humboldt-Universität ernannte ihn zum Ehrendoktor. 1960 wurde ihm die Tolstoi-Medaille der UdSSR verliehen. Seine Werke konnten jedoch den einstigen Widerhall nicht mehr finden. Dies erkannte der Dichter und klagte bitter: „Ich werde in allen Sprachen gedruckt, in allen Ländern, nur in meiner Muttersprache nicht, in der Sprache, in der ich schreibe, nicht in meiner Heimat, nicht in Westdeutschland ...“⁴¹

Am 18. August 1961 starb Leonhard Frank erbittert durch das Bewußtsein: Über ihn habe Hitler gesiegt. (vgl. GW. V. S. 637) Franks Leben war — wie zu sehen — ein langer Lebensweg, begleitet von Optimismus und immer wieder auch überschattet von Depression. Das Schwanken zwischen Resignation und Hoffnung zeigen auch seine Worte, die seine Frau in ihren Erinnerungen *Sagen, was noch zu sagen ist* zitiert. In einem Fragment „Emigrant in der Heimat“ schrieb Frank:

Was macht ein 78jähriger Schriftsteller, der ein umfangreiches Lebenswerk geschrieben hat, mit dem Rest seines Lebens? Was macht er, nachdem er eingesehen hat, einsehen mußte, daß seine Romane und alle großen Romane der Weltliteratur die Menschen und die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht verbessert hatten? Was macht der 78jährige Schriftsteller, der keine Illusionen mehr hat? Der nicht bereit ist, sich selbst zu beruhigen mit der Lüge, daß seine Romane die Menschen menschlicher gemacht haben? Was macht der 78jährige mit dem Rest seines Lebens? Er schreibt, trotz aller verlorenen Illusionen, was sein Gewissen von ihm verlangt.⁴²

Es ging nicht mehr. Frank, der nie für die Schublade schreiben wollte, war im Schaffen auf die Leser angewiesen. Die Zeugin seiner letzten Jahre, Charlott, sah, wie er sich immer wieder an den Schreibtisch setzte, innerlich jedoch nur Ruhe ersehnte. Ein körperlicher Verfall folgte der Resignation. Frank mußte zur Untersuchung und zu einem kleineren ärztlichen Eingriff in die Klinik gehen. Er sagte seinen Tod, wie als Kind die Feuersbrünste, voraus.⁴³

Sein Testament, das viel umstrittene und angegriffene Glaubensbekenntnis, das er „für die hoffnungslose europäische Jugend, die an nichts mehr glaubt“ (GW. V. S. 642), geschrieben hat, stammt von einem Mann, der nie gewillt war, seinen Anschauungen abzuschwören. In Michaels „Kredo“ in dem Roman *Links wo das Herz ist* kommen seine eigenen Überzeugungen zum Ausdruck:

Er [Michael] glaubt, daß unter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, dieser geschichtlichen Phase unermesslicher materieller Bereicherung der Industrieländer, die Verselbständigung der guten Eigenschaften des Menschen, des reichen sowohl wie des armen, nicht möglich ist. Es spricht für den Menschen, daß er unter der Wirtschaftsordnung extremster Ungleichheit noch so menschlich ist, wie er ist. [...]

Er glaubt nicht an einen Atomkrieg, da nach ihm auch der Sieger splinternackt und tödlich verwundet sein würde; da durch ihn der Kapitalismus Selbstmord begehen und in Barbarei enden würde; da nach ihm ein Zentner der größten Brillanten weniger wert sein würde als eine Handvoll Weizenkörner, falls es nach einem Atomkrieg noch Menschen und Weizenkörner gäbe. [...]

Michael sagt sich, der Mensch, der jetzt das Mittel besitzt, sich selbst auszurotten, würde, wenn er es täte, den Beweis erbracht haben, daß er von Beginn an eine mißlungene, verkehrtengeiale Kreatur war. Aber Michael glaubt an den Menschen. (GW. V. S. 641ff.)

Anmerkungen

1. SCHRÖDER, GUSTAV: *Zwischen Resignation und Hoffnung. Zur mittleren Schaffensperiode von Leonhard Frank.* — In: Aufbau, Berlin 13 (1957), H. 9, S. 242-256.
2. WEGRAINER [FRANK], MARIE: *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau von ihr selbst geschrieben.* — Frankfurt/Main – New York: Campus Verlag 1979. S. 186.
3. GLAUBRECHT, MARTIN: *Studien zum Frühwerk Leonhard Franks.* — Bonn: H. Bouvier 1965. S. 6f.
4. FRANK, LEONHARD: *Gesammelte Werke.* — Berlin: Aufbau-Verlag 1957. V. Bd. S. 403. (Im weiteren steht die Abkürzung GW. im Text; mit Angabe des Bandes und der Seite.)
5. WEGRAINER, MARIE: *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau ...* S. 184.
6. Vgl. GW. I. S. 498, GW. VI. S. 519.
7. Die Darstellung der damaligen deutschen Schule und der indirekte oder auch direkte Protest gegen die Erziehungsmethoden ist bei Frank keine Ausnahmeerscheinung. Dies beweisen Thomas Manns *Buddenbrooks* (denken wir an Hanno), Heinrich Manns *Professor Unrat* und *Der Untertan* oder der Roman *Unterm Rad* von Hermann Hesse, aber auch weitere Werke Leonhard Franks wie *Die Räuberbande* oder *Die Ursache*.
8. Dies kritisierte Hugo Ball scharf: „Nur von der unbedingten Aufrichtigkeit, selbst wenn sie ins eigene Fleisch schnitte, ist etwas zu hoffen. F[rank] spricht soviel von Lüge. Worin es wohl bei ihm selber nicht stimmen mag? Weshalb er wohl eben dies Wort so gerne gebraucht?
Antwort: Die Überschätzung erlittener Unbill verleitet zur Tartüfferie. Er [Frank] überschätzt einige verdrießliche Jugenderlebnisse. Er hat sich daraus eine »Ursache« konstruiert und scheint, wider Wissen, wenig geneigt, diesen Ausgangspunkt zu quittieren.“
(BALL, HUGO: *Die Flucht aus der Zeit.* — Luzern: Verlag Josef Stocker 1946. S. 121)
9. MÜHSAM, ERICH: *Namen und Menschen.* Unpolitische Erinnerungen. — Leipzig: Volk und Buch Verlag 1949. S. 112.
10. ebenda S. 117.
11. NADEL, ARNO: *Fremde Mädchen am Meer und eine Kreuzigung.* — In: *Die Neue Kunst*, München, 1 (1913-1914), Bd. 1, S. 228-229.
12. Frank erinnerte sich, wie folgt, an Berlin:
„Die Weltstadt Berlin war offen für neue, zukunftssträchtige Kunst und Literatur in der Welt. Berlin nahm auf und gab. Nerv und Geist der Stadt waren elektrisiert. Das Leben selbst war elektrisiert.“ (GW. V. S. 456f)
13. Zitiert nach WEGRAINER, MARIE: *Der Lebensroman einer Arbeiterfrau ...* S. 31.
14. Der Dichter selbst bezeichnete diesen Zeitpunkt als das Ende einer Epoche in seinem Roman *Links wo das Herz ist.* (vgl. GW. V. S. 483)
15. KORTNER, FRITZ: *Aller Tage Abend.* — München: Kindler-Verlag 1959. S. 278f.

16. Undatiert, aus dem Nachlaß Hugo Balls.

Zitiert nach: BÄHR, HANS JOACHIM: *Hugo Ball und Leonhard Frank*. — In: *Hugo Ball Almanach* 1985-86, 9-10 Folge, Hrsg. von der Stadt Pirmasens, S. 205.

17. BALL, HUGO: *Briefe 1911-1927*. — Einsiedeln - Zürich - Köln: Benzinger Verlag 1957. S. 69.
18. BALL, HUGO: *Die Flucht aus der Zeit*. — Luzern: Verlag Josef Stocker 1946. S. 121.
19. BALL, HUGO: *Briefe 1911-1927*. S. 69.
20. In dem Werk Falladas *Jeder stirbt für sich allein* erkennt Quangel während des Verhörs erschüttert, daß die Menschen seine Karten freiwillig bei der Polizei abgeliefert haben. Er gesteht dem Kommissar seine Tat, die in diesem Augenblick sinnlos, ja zerstörerisch erscheint. — (FALLADA, HANS: *Jeder stirbt für sich allein*. — Berlin: Aufbau-Verlag 1959. S. 385f)
21. FEDIN, KONSTANTIN: *Leonhard Frank*. — In: Berlin, Aufbau, 13 (1957), H. 9, S. 228-230.
22. Vgl. dazu: SCHRÖDER, GUSTAV: *Zwischen Resignation und Hoffnung*. S. 242-256.
23. FEDIN, KONSTANTIN: *Leonhard Frank*. S. 230.
24. MANN, KLAUS: *Briefe und Antworten*. 1922-1949. — München: edition spangenberg im Ellermann Verlag 1987. S. 210.
25. PAULI, HERTHA: *Der Riß der Zeit geht durch mein Herz*. Ein Erlebnisbuch. — Wien, Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1970. S. 162.
26. ebenda S. 162.
27. ebenda
28. PAULI, HERTHA: *Der Riß der Zeit geht durch mein Herz*. S. 208f.
29. ebenda S. 210.
30. ebenda S. 229.
31. ebenda S. 234.
32. ebenda S. 242.
33. KESTEN, HERMANN: *Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933-1949*. — Wien - München - Basel: Verlag Kurt Desch 1964. S. 18f.
34. ebenda S. 171f, 230f.
35. ebenda S. 230f.
36. FRANK, CHARLOTT: *Sagen, was noch zu sagen ist*. Mein Leben mit Leonhard Frank. — München: Nymphenburger Verlag 1962. S. 77f.
37. ebenda S. 100f.
38. ebenda S. 136.
39. ebenda S. 167.
40. BÄHR, HANS JOACHIM: *Hugo Ball und Leonhard Frank*. S. 214.
41. FEDIN, KONSTANTIN: *Leonhard Frank*. S. 240.
42. FRANK, CHARLOTT: *Sagen, was noch zu sagen ist*. S. 195 f.
43. ebenda S. 206.